



Das Feuilleton



ZEITUNG FÜR DEBATTE, KULTUR, MEDIEN UND ZEITGESCHEHEN

Pink stinkt nicht

Wegen „Barbie“ wieder auf Höhenflug: Die Hochs und Tiefs einer umstrittenen Farbe. Seite 3



Foto: Warner Bros.

COMEBACK: DAS FEUILLETON IST (WIEDER) DA

ÜBER UNS. Der Journalismus in Österreich hatte zuletzt nicht viele gute Tage. Schrumpfen, Sparen, Zusperrten, die Dreifaltigkeit des Zeitgeists, legte sich düster über das Land. Aber heute ist ein guter Tag. Denn heute legen wir die Nullnummer des „Feuilleton“ vor. Eine neue „Zeitung für Debatte, Kultur, Medien und Zeitgeschehen“, die ab Herbst 2023 monatlich erscheinen soll – wenn sich genügend Menschen finden, die sie gerne lesen wollen. „Das Feuilleton“ stammt aus dem Herzen der Redaktion des Feuilletons der „Wiener Zeitung“, die von der Regierung geschlossen wurde und für deren Feuilleton es keinen Ersatz gibt. Wir wollen zumindest einen Teil der Lücke, die hier entstanden ist, schließen. Mit 24 Seiten intellektuellem Journalismus jeden Monat – die wir kreativ, witzig und mit großem Esprit gestalten wollen. Ein Crowdfunding, das in Kürze startet, soll die Grundlage dazu legen. Wir legen uns ins Zeug! Sind Sie dabei? Wir zählen auf Sie! Seite 2

IN DIESER AUSGABE

Interview: Meg Ryan zeigt sich nach ihrem tiefen Fall versöhnt mit der Filmwelt. Seite 6

Porträt: Ruth Weiss war eine zentrale Figur der Beat Generation. Seite 14

KI(no): Wie künstliche Intelligenz schwarzweißen Filmen Farbe einhaucht Seite 16

Historisch: Als Theodor Herzl 1903 über neuartige Nasen-Operationen schrieb Seite 19

feuilleton.online

Herausgegeben von Bernhard Baumgartner, Christina Böck und Matthias Greuling

Ausgabe 0/2023, Monatsschrift, Österreichische Post AG, WZ 9034823958, Retouren an PF 555 1008 Wien. Das Feuilleton, Hauptstr. 3c, 3012 Wolfgraben



ENTRÉE: Künstliche Intelligenz auf Raubzug

Aktuell gibt es etwa sechs Bücher auf Amazon unter meinem Namen, die ich weder geschrieben noch herausgegeben habe.“ Das gab die Autorin Jane Friedman kürzlich auf X/Twitter bekannt und machte auf ein bis vor kurzem unerwartetes Problem aufmerksam. Jemand hatte Bücher mit einer KI erstellt und mit ihrem Namen versehen Amazon untergejubelt. Es war gar nicht so einfach, die reichlich undurchsichtige Maschinerie Amazon dazu zu bringen, diese Titel zu entfernen. Die Ironie an der Geschichte ist, dass Friedman sich seit einiger Zeit mit der Entwicklung



beschäftigt, wie Bücher von Künstlicher Intelligenz Amazon infiltrieren. So sollen einige der Titel auf der Young&Adult-Bestsellerliste, also der gerade sehr boomenden Nicht-unbedingt-nur-Jugend-Literatur solche KI-Geburten sein. Dass der Name einer echten Autorin dafür gestohlen wird, ist freilich eine neue Qualität.

Die Episode zeigt einmal mehr, dass sich die Industrie um die kreativen Berufe und die Kunstbranche dringend damit auseinandersetzen muss, wie mit der neuen Technologie und ihren Auswirkungen umgegangen werden muss. Der Streik der Autoren und Autorinnen sowie der Schauspieler

und Schauspielerinnen in Hollywood demonstriert das auf beklemmende Weise: Sie fordern von ihren Arbeitgebern die Sicherheit, nicht von Künstlicher Intelligenz ersetzt zu werden, während sie gleichzeitig fürchten müssen, dass genau das als Trotzreaktion auf ihren Streik passieren wird. So unwahrscheinlich ist es nicht, dass man sich zum Beispiel die Löhne für Statisten oder „nicht so wichtige“ Nebenrollen erspart, indem man sie vom Computer erstellen lässt.

Es ist nicht das erste Mal, dass eine rasante technologische Entwicklung die Menschheit überrascht. Man sollte eigentlich erwarten können, dass man gelernt hat, rechtzeitig zu reagieren.

boeck@feuilleton.online

Leitartikel

Kommen Sie mit?

Keine Frage: Wir alle haben uns die Situation nicht gewünscht. Die blindwütige Zerstörung der „Wiener Zeitung“ und die radikale Eliminierung des in ihr erscheinenden umfangreichsten Feuilletons des Landes am 30. Juni 2023 durch die schwarz-grüne Bundesregierung, haben dazu geführt, dass eine gravierende Lücke im Journalismus dieses Landes klafft. Was Kultur betrifft, Intellekt, Medien und Wissenschaft. Das Feuilleton, das bis dahin fast täglich erschien, hatte 13 Jahre die Gelegenheit zu wachsen, und sich zu einer etablierten und geliebten Stimme in Österreichs Kultur zu entwickeln.



Bernhard Baumgartner ist Herausgeber von „Das Feuilleton“.

Die Intelligenz dieses Landes hatte noch mit Aufrufen, Appellen und Aktionen verzweifelt versucht, zu retten, was nicht mehr zu retten war. Denn sie, und damit wir, scheiterten. Auch an einer bis dahin nicht für möglich gehaltenen Ignoranz und fragwürdigen Motiven der dafür politisch Verantwortlichen, allen voran Susanne Raab und Eva Blimlinger. Einerseits werden Boulevardmedien mit Millionen künstlich am Leben gehalten, andererseits Inhalte, die zweifellos hochwertig und öffentlich-rechtlich waren, wollte man nicht mehr.

Freilich, das alles ist nicht neu. Und womöglich nicht der ideale Einstiegstext in ein neues Medium, dem ja der Zauber eines Anfangs innewohnen sollte. Aber es ist wichtig zu verstehen, warum wir als Team des „Feuilleton“ heute da stehen, wo wir sind: Wir stehen hier, weil wir nicht vorhaben, uns von einer verantwortungslosen Politik aus dem Journalismus treiben zu lassen. Wir stehen hier, weil wir zutiefst davon überzeugt sind, dass in der ohnehin auf eine karge Ödnis zusammengeschrumpften Diskurslandschaft dieses Landes auf eine weitere Stimme nicht einfach so verzichtet werden kann.

Wir haben alles zusammengenommen, was wir

EINE NEUE ZEITUNG! Und das anno 2023, wo alles den Bach runter geht? Wir glauben, dass das gehen kann. Dass es Menschen gibt, die Texte lesen wollen, bei denen jemand nachgedacht hat: Sie zum Beispiel.

an Engagement, Professionalität und, ja, auch Mut aufbringen konnten, um Ihnen, werte Leserin, werter Leser, heute und hier eine Frage zu stellen: Wollen Sie von uns als österrei-

chisches Feuilleton auch weiterhin lesen? Wenn Sie das wollen, können wir einmal im Monat als jene neue „Zeitung für Kultur, Debatte, Medien und Zeitgeschehen“ erscheinen, die Sie gerade in den Händen halten. Wenn Sie uns schon länger kennen, dann wissen Sie es: Wir können das, wir machen das gut. Und wenn Sie es ermöglichen, dann steht das Projekt auch wirtschaftlich auf soliden Beinen. Wir halten das neue, monatliche „Feuilleton“ für ein realistisches Ziel – und es wird zumindest einen Teil der Lücke schließen, die eine Regierung ausgerechnet unter Grünem Zutun mutwillig und ohne Ersatz in die Kulturlandschaft geschlagen hat.

Wir haben daher einen Verein gegründet, der dieses Medium als Non-Profit-Organisation betreiben wird. Jeder Euro, den Sie uns zukommen lassen, sei es als Käufer, Abonnent, Förderer oder im Wege unseres Crowdfundings kommt zur Gänze diesem einen Ziel zugute: Soliden Journalismus zu Kultur, Meinung, Medien und Zeitgeschehen in einem Land machen, in dem zusehends eine intellektuelle Verrohung und Verwahrlosung um sich greift. Wir wollen uns dem entgegenstellen, auch wenn der Zeitgeist Mediengründungen aufgrund der Umstände zweifelhaft erscheinen lässt. Aber wir leisten uns keinen aufgeblähten Overhead, wie manche andere Organisation. Wir kommen mit dem Mindestmaß an Struktur aus und geben das Geld lieber für echten Journalismus von Menschen aus, die vor dem Schreiben nicht nur Recherchieren, sondern auch Nachdenken.

Wir laden Sie ein, diesen Weg mit uns gemeinsam zu gehen. Und daher fragen wir: Kommen Sie mit?

www.startnext.com/das-feuilleton



Jetzt sind SIE am Zug. Ihre Unterstützung unseres Crowdfundings macht es möglich, dass das „Feuilleton“ zu einer Stimme im Diskurs wird.
www.startnext.com/das-feuilleton

IMPRESSUM

Medieninhaber:
Verein zur Förderung des österreichischen
Feuilleton-Journalismus
p/a: Hauptstrasse 3c, 3012 Wolfsgraben

Herausgeber:
Bernhard Baumgartner, MA
Mag. Christina Böck
Matthias Greuling, BA

Chefredaktion:
Mag. Christina Böck

Ständige Kolumnisten:
Severin Groebner (Glossenbauer)
Walter Gröbchen (Maschinenraum)

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:
Clemens Marschall, Mag. Judith Belfkih
Verlagsort: Wien
Grafik, Layout und Design:
Matthias Greuling Werbeagentur, 2340 Mödling
Hersteller: Megadruck, 26655 Westerstede
Einzelpreis: 5 Euro, Jahresabo: 48 Euro.
Feuilleton erscheint im Print zehn Mal im Jahr.
Bestellungen: abo@feuilleton.online
Telephon: 0650/4759670 Website: www.feuilleton.online
office@feuilleton.online I Twitter: @feuilleton_on

Die rote Linie

Sebastian Kurz:
Er hat Euch nicht belogen!

Sebastian Kurz freut sich auf den 18. Oktober. Da wird er vor Gericht zu den Vorwürfen Stellung beziehen müssen, er hätte gelogen, als er nicht hätte lügen dürfen. Nämlich vor dem Untersuchungsausschuss. Wahlversprechen darf man hingegen bedenkenlos brechen, denn sie gelten nicht als Lügen und sind auch nicht einklagbar. Das würde viel zu viel systemischen Aufwand erfordern und ist daher in Zeiten der Teuerung nicht möglich. Und außerdem: Wer erinnert sich denn noch daran?

Aber Kurz freut sich auf diesen Tag, weil er dann endlich beweisen kann, nicht die Unwahrheit gesagt zu haben. Dafür werden eigens geladene Zeugen auftreten, die das lupenrein bescheinigen. Kurz hat zur Untermauerung seiner Unschuld auch schon bei Ariel angerufen und sich eine blütenweiße Weste bestellt. Auch soll der ehemalige Bundeskanzler in einem von der FPÖ verbreiteten Liederbuch eine für ihn günstige Textstelle gefunden haben. Die will er dann im

griechischen Hexameter dem Gericht vortragen, um diesem Salz in die Augen zu streuen. Überhaupt kann Kurz gut aus der FP-Historie lernen: Dort hat man seinerzeit sogar plakatiert, gar nie gelogen zu haben.



Dabei ist schon vor Beginn des Prozesses klar: Kurz hat nicht eine Sekunde die Unwahrheit gesagt, alles ist ein großes Missverständnis. Denn die geleakten Chats mit Thomas Schmid („Ich liebe meinen Kanzler“) entstammen allesamt einem KI-Tool, das mithilfe von künstlichen Algorithmen die Wunschvorstellungen verschiedener Oligarchen umgesetzt hat: Weder Kurz noch Schmid noch Beinschab noch irgendwelche anderen vermeintlichen Drahtzieher haben etwas Unrechtes getan. Es war die künstliche Intelligenz, die sie alle gegeneinander ausgespielt hat. Weshalb Kurz die Vorladung vor Gericht in weiser Voraussicht gar nicht ernst genommen hat und zur Verhandlung seinen Chatbot schicken wird. MATTHIAS GREULING

Die ganze Palette von **Pink**

EINE FARBE, die ihre Bedeutungen so oft wechselt, wie Barbie ihre Garderobe: die schillernde Karriere von Pink.

CHRISTINA BÖCK

Im Vorfeld des „Barbie“-Films wurde berichtet, dass die Produktion des Films und der darauf folgende Hype zu einem weltweiten Mangel an der Farbe Pink geführt hat. Ein Besuch beim lokalen Baumarkt hat schnell gezeigt: Das hat natürlich so nicht gestimmt. Es war einer von vielen cleveren Marketing-Tricks der Macher von „Barbie“. Ganz gelogen war es nicht: Tatsächlich hat die Ausstattung des Films, etwa das Barbie-Traumhaus die ganzen Pink-Vorräte der Firma Rosco aufgebraucht. Aber auch deswegen, weil diese schon weniger hatte - durch Lieferengpässe während der Pandemie.

ÜBERALL PINK „Barbiecore“ ist ein weiterer Meilenstein in der für eine Farbe durchaus einzigartigen Karriere, die nur Pink in diesem schillernden Ausmaß hat. Eine solche Renaissance in Mode und angrenzenden Kunstformen wie Design und Medien hat die Welt schon lange nicht gesehen. Einfach überall ist Pink. Man kann in kein Geschäft gehen, ohne pink zu sehen, kein Magazin aufschlagen, ohne pink zu sehen. Vor allem im Sozialen Medium TikTok ist der Trend, sich in der fröhlichen Farbe zu kleiden wie eine Plastikpuppe, ein Renner. Der Hashtag „Barbiecore“ hat dort 800 Millionen Aufrufe. Es begann bereits im Vorjahr. Auf den roten Teppich-

chen kreischte es einem schon bei den Preisgalas im Frühling dunkelrosa entgegen. Die Modedesigner griffen die laute Farbe in ihren Frühling/Sommer-Kollektionen für dieses Jahr auf. In das pinke Schreikonzert stimmte freilich niemand so ohrenbetäubend ein wie Valentino. Dort widmete man Pink die ganze Kollektion: vom klitzekleinen Minikleid mit Organzablüten zum fluffigen, eiförmigen Federmantel bis zum simplizistischen Cape ohne was drunter. Da wurde dann viel interpretiert von wegen: Nach den tristen Pandemie-jahren wünschen sich viele wieder Spaß und Farbe in der Mode. Eh. Aber schuld ist eben eigentlich Barbie.

Pink hat also wieder einen haltlosen Höhenflug. Das klang auch schon einmal anders. Zuletzt hat die kräftige Farbe ja ein wenig geschwächtelt, so gesellschaftspolitisch gesehen. Noch vor wenigen Jahren wurde der Rosaton mit dem Slogan „Pink stinks“ beschimpft. Im Jahr 2008 hatten sich einige Frauen unter diesem Motto zu einer Bewegung zusammengeschlossen. Sie protestierten damit gegen die überhand nehmende Stereotypisierung von Kinderspielzeug und -kleidung. Also dagegen, dass kleine Mädchen mit Pink sozusagen übergossen werden von Anbeginn an, vom rosa Schnuller bis zur pinken Gitterbettwäsche, von Schmuck und Schulaccessoires in Magenta zum dazugehörigen Prinzessinnen-Tüll mit Glitzer, bis hin zu eigenen „Mädchen“-Ausgaben von Lebensmitteln wie Überraschungseiern. Schon 2006 hat die Fotografin JeongMee Yoon mit einem Bild dokumentiert, wie ihre Tochter praktisch im Pink untergeht. „Seo Woo and her pink things“ ist ein Suchbild, das Kind im pinken Kleid ist nur auf den zweiten Blick zu sehen in ihrer sorgfältig drapierten Sammlung an rosa Sachen.



Foto: Warner Bros.

Nicht immer war Pink für Frauen „reserviert“. Noch zu Beginn des letzten Jahrhunderts galt die Babymode-Regel andersrum: Blau war für Mädchen, rosa für Buben. In den USA schrieb ein Hausfrauenmagazin 1918 dazu: „Der Grund dafür ist, dass Rosa als eine entschlossener und kräftigere Farbe besser zu Jungen passt, während Blau, weil es delikater und anmutiger ist, bei Mädchen hübscher aussieht.“ Außerdem, und das ist weniger putzig, wurde Rosa mit Rot assoziiert und das wiederum mit dem Blut, mit dem „echte Männer“ aus dem Krieg befleckt zurückkehrten. Ob das auch für die rosa Brokat-Männermode aus dem 18. Jahrhundert gilt? Möglich. Noch 1925 galt Pink offenbar als Erkennungssignal für einen gewissen Status. Da erschien F. Scott Fitzgeralds „Der große Gatsby“, in dem über die Herkunft des mysteriösen Millionärs gerätselt wird: „Ein Oxford-Mann! Na sicher ist er das! Er trägt einen rosa Anzug.“

AUF DIE BRUST Durch den Zweiten Weltkrieg änderte sich das. In den dunkelsten Stunden der Laufbahn der Farbe wurde sie für den sogenannten „Rosa Winkel“ verwendet. Er wurde KZ-Häftlingen, die wegen ihrer sexuellen Orientierung verfolgt worden waren, auf die Brust genäht.

Was folgte, war vielleicht die erste Rehabilitierung der Farbe

Rosa um ihrer selbst Willen. In den Achtzigerjahren begann die queere Community, das Symbol und die Farbe für sich zurückzuerobern. Im Kampf gegen AIDS wurde das Nazi-Symbol - das mit der Spitze nach unten zeigte - einfach umgedreht und mit dem Slogan „Silence = Death“ für den Aufruf verwendet, das Tabu des Schweigens über die Krankheit zu brechen und so ihre Ausbreitung einzudämmen.

Pink wurde zur Farbe der Befreiung und der Homosexuellenrechte. Das kann auch kuriose Formen annehmen, so gibt es in den USA etwa eine schwule Waffenvereinigung namens „Pink Pistols“.

ROSA LUXUS Der aktuelle Zug zum Pink passt freilich auch zur derzeit grassierenden Liebe für die Neunziger und Nuller-Jahre. Es war damals, als Paris Hilton ihren Chihuahua Tinkerbelle bevorzugt in rosa Luxustaschen herumschleppte, Hund und Hilton selbst auch in grellem Pink gewandet. Nicht selten auch mit Glitzer. Ob es nun ein hyperkurzes Minikleid war oder ein Jogginganzug machte kaum einen Unterschied, Hauptsache Pink und irgendwie treudoof. Dies und Filme wie „Clueless“ und „Natürlich blond“, in denen nur Pink aus den Schränke der Hauptfiguren troff, war wohl der Beginn von „Barbiecore“. Und auch wenn die Intelligent-

zija sich damals trefflich lustig machte darüber, dass man an der Farbe Pink nun rasch „dumm, reich und grundlos berühmt“ identifizieren konnte, ist Hiltons Stil einer, der heute wieder gern kopiert wird.

In der Zeit dazwischen machte Pink allerdings noch eine ganz andere, politische Karriere. Nach dem berüchtigten frauenfeindlichen „Grab them by the Pussy“-Sager von Donald Trump strickten empörte Frauen rosa Hauben mit angedeuteten Katzenohren und trugen diese bei Demonstrationen. Die Mützen wurden zum Symbol für den weiblichen Widerstand gegen den umstrittenen US-Präsidenten. Und sie sollten das Wort „Pussy“ (es bezeichnet im Englischen sowohl die Vagina als auch ein Kätzchen) wieder in einen positiven Kontext zurückerobern. Bei der Modemarke Missoni schaffte es der Pussyhat sogar auf den Laufsteg.

Pink ist keine Farbe, die sich lange im Hintergrund halten kann. Deswegen ist sie nun mit so einer Wucht zurück, und auch diesmal will sie - entgegen ihres Images - einen feministischen Gedanken weitertragen. Es ist nur angemessen, wenn das mit der pinkesten Identifikationsfigur des Planeten passiert. Immerhin hat Barbie sogar ihren ganz persönlichen Pink-Farbtönen: Pantone 219, beschrieben als „tiefe, schockierende Pink-Schattierung“. 

Pantone 219:
Eine tiefe,
schockierende
Pink-Schattierung

Von der Kunst, politisch zu sein

Aktuell gerät die Freiheit der Kunst an Grenzen – nämlich dort, wo ihr Recht auf politische Positionierung als ihre Verpflichtung eingefordert wird. Der Versuch einer Differenzierung in einer hitzigen Debatte.

JUDITH BELFKIH

Alle Kunst ist politisch. Spätestens seit der Moderne eine weitgehend gültige Aussage. Kunst will auf gesellschaftliche Missstände hinweisen, Kritik an den Mechanismen der Macht üben, Gesellschaften einen Spiegel vorhalten, die Phänomene ihrer Gegenwart grell überzeichnen, fein herausdestillieren oder nüchtern abbilden – von der Oper bis zum Pop, von der Literatur bis zum Film.

Dass alle Politik im Rückschluss künstlich sei, ist die Zuspitzung einer medial überfütterten Gegenwart, die hin und her gerissen ist zwischen der Faszination für inszenierte Bilder der Souveränität und der Sehnsucht nach neuer Authentizität.

KOMPLIZIERT In jedem Fall gilt: Das Verhältnis von Kunst und Kultur ist kompliziert – und das nicht nur ob eines komplexen Subventionssystems, in das so gut wie alle namhaften Institutionen und dadurch Kunstschaffende – neutral formuliert – eingebunden sind.

Jüngstes Beispiel, an dem sich diese Kompliziertheit oder besser gesagt Komplexität gezeigt

hat, sind die Wahlerfolge der FPÖ und die daraus resultierenden schwarzblauen Koalitionen auf Landesebene in Niederösterreich und Salzburg. In beiden Bundesländern regte sich rund um die Regierungsbildung kräftiger Unmut in der Kunst- und Kulturszene. Beiderorts wurden klare Worte der Ablehnung für diese politischen

Schulterschlüsse gefunden, offene Briefe geschrieben, Formulierungen und Analogien schließlich noch einmal zugespitzt und den Verantwortlichen zur Kenntnis gebracht.

Darin zeigt sich das Wesen von Demokratie. Nicht nur Kunst muss diese Freiheit des Politischen für sich beanspruchen können, sondern jeder kritische Geist. Demokratie muss das aushalten. Damit gilt: freie Rede, freie Kunst.

Selbst der Bundespräsident nutzte die Bühne der Kunst, um als Festspiel-Eröffnungsredner Kritik an der Politik anzubringen, etwa die aktuelle Normalitätsdebatte aufzugreifen und zu konterkarieren.

Doch die Freiheit der Kunst geriet dabei an Grenzen, ihre Freiheit wurde ihr sogar abgesprochen – nämlich dort, wo sie sich weigerte, sich in den bereits begangenen Pfad der vorherseh-

baren Positionierungen einzureihen; als sie nicht tat, was (ihre eigene Zukunft) von ihr erwartetete; als aus dem freien Recht auf politische Stellungnahme deren unbedingte Verpflichtung gedeicht wurde.

EMPÖRUNG Anlass für die Gegenempörung: Die Salzburger Festspiele waren in dieser Causa um Differenzierung bemüht – und wurden an den Pranger gestellt. Sie hatten auf verschiedenen Ebenen den gesellschaftlichen Auftrag, sich bitte in vorgegebener Art und Weise zu entrüsten, nicht angenommen, sie hatten sich dem Empörungsauftrag verweigert, ihren eigenen Weg gesucht.

Wohl kaum aus politischer Nähe zu den Freiheitlichen, sondern aus dem Bedürfnis nach inhaltlicher Auseinandersetzung und vor allem: aus dem Vertrauen in die Kraft der Kunst ob ihrer künstlerischen Ausdrucksformen.

Die Empörung darüber, dass hier jemand nicht in den gut eingesungenen Erregungschor einzustimmen bereit war, entlarvte jedoch auch einen Mechanismus unserer Zeit. Dass sich die Freiheit der Kunst, politisch sein zu dürfen und zu können, in einen gesellschaftlichen Auftrag an Kunst, in eine starre ideologische Erwartungshaltung verkehrt hat. Dass Kunst an ihrer Freiheit selbst unfrei geworden ist.

Vielleicht ist diese aus ihrem innersten Wesen kommende neue Unfreiheit der Kunst ihre größte Bedrohung, denn sie ideologisiert, degradiert Kunst zu effektvollen Aktionismus, macht sie damit klein und spannt sie als Feigenblatt für Zivilcourage vor der müden Karren einer dauerempörten Gesellschaft.

Jetzt steht es freilich jeder Künstlerin und jedem freien Bürger zu, sich politisch zu äußern, zu positionieren und zu engagieren. Das macht anderen Mut, mobilisiert nötigen Widerstand und setzt gesellschaftliche Nachdenkprozesse in Bewegung.

Doch all diese Impulse verblassen vor der wahren Kraft der Kunst, wenn es ihr gelingt, nicht mit platten verbalen Attacken oder plakativem Aktionismus aufzutumpfen, sondern ihre Sprengkraft aus ihrer ureigenen künstlerischen Strahlkraft zu entfalten. Den Blick auf dieses kraftvolle Zauberwerk frei zu halten und nicht durch leeres Getöse zu verstellen, kann Kunst vielleicht mehr dienen als vordergründige Positionierungen. Sich mit der Verfasstheit dieser Welt auseinanderzusetzen, den Finger auf gesellschaftliche Wunden und politische Schräglagen zu legen – und das tun zeitgenössisches Theater und Oper –, ist immer politisch. Ziel von politischer Kunst ist es schließlich, Bürgerinnen wie

Bürger mit ihrer ganzen ästhetischen Wucht und poetischen Zartheit an die Wahrheiten der Gegenwart heranzuführen; sie zu berühren und ein Nachdenken anzustoßen – damit sie als Wählerinnen und Wähler an der Wahlurne ihre Empörung in Taten umsetzen, diese Verantwortung nicht an die Kunst delegieren, sondern selbst übernehmen.

SCHNELLES URTEIL Was als Problematik dieser Debatte bleibt, ist das schnelle Urteil über einen Differenzierungsversuch. Das Urteil, dass der laute Weg des Protestes höchst politisch und geprägt von Mut sei, der andere jedoch geprägt von Feigheit. Dieser Kurzschluss ist doppelt fatal. Die bloße Instrumentalisierung von außen schwächt einmal die Glaubhaftigkeit von Kunst. Und reflexhafter Aktionismus befeuert letztlich das Klischee vom linken Künstlerzecken und baut Vorverurteilungen auf, statt allen die Chance zu geben, der Erkenntniskraft von Kunst eine Chance zu geben.

Jeder Zeit ihre Kunst. Der Kunst ihre Freiheit. Und die auf alle Seiten. Der Leitspruch der Sezessionisten hat einmal mehr seine Zeitlosigkeit unter Beweis gestellt. ■

Die Autorin ist Journalistin, Essayistin und Moderatorin.



Glossenauer

Das Schweigen der Gelder

Die beliebte Kolumne des Kabarettisten Severin Groebner erscheint jetzt in „Das Feuilleton“.

Das Sommerloch ist eine schwierige Zeit für die Politik. Soll man sich mal zurückziehen und erholen, um im Herbst wieder mit neuem Elan durchzustarten? Oder soll man die Zeit, in der sich die Konkurrenz gerade zurückzieht, um sich zu erholen, dazu nutzen, die eigenen Themen in die Gehirne der Wähler zu pflanzen?

Der österreichische Bundeskanzler hat sich für Zweiteres entschieden und fordert etwas Entscheidendes. Etwas Epochales. Er lanciert ein politisches Projekt, mit dem er in die Geschichte eingehen wird. Er möchte das Bargeld schützen.

Wow! Aber nicht nur das: Er möchte, dass das Bargeld in die Verfassung aufgenommen wird.

Da stellt sich doch die Frage: Von wieviel Bargeld sprechen wir? Und bekommt dann auch jeder was davon? Oder muss man erst wieder Teil einer politischen Partei sein, damit man Bargeld in Sporttaschen überreicht bekommt?

Denn so toll diese Idee des österreichischen Bundeskanzlers ist... sie ist nicht von ihm. Die FPÖ (mögliche Abkürzung für „Freunde Putins in Österreich“) fordert schon seit Jahren den „Schutz des Bargelds“. Gut, es kann jeder fordern, was er will. Man kann auch für ein Verbot der Jagd auf Kängurus in Osttirol eintreten. Man kann Schneeräumfahrzeuge für den Oman fordern und den Status des Weltkulturerbes für die Innenstädte von Mönchengladbach und Wiener Neustadt eintreten. Klar, kann man. Wenn man zu viel Tagesfreizeit sein eigen nennt... wieso nicht?

Wenn allerdings eine Sporttaschen-affine Partei wie die FPÖ Schutz des Bargelds fordert und der Kanzler der ÖVP darauf mit einschwenkt, fragt man sich: Haben die Geldsorgen?

Interessanterweise ist das nicht die einzige Idee und Formulierung, die die ÖVP in letzter Zeit von der FPÖ übernimmt. Beide behaupten ja auch von sich, Vertreter der „schweigenden Mehrheit“ zu sein. Was man natürlich behaupten kann. Man kann auch behaupten, offizieller Sprecher der Legion der lachsrosa-tannengrün gestreiften Unsichtbaren zu sein. Oder der Erfinder des ersten geruchlosen Parfums der Welt. Das klingt schön, lässt sich dummerweise aber überhaupt nicht überprüfen.

Denn sobald man dem Vertreter der angeblich schweigenden Mehrheit widerspricht, schweigt man nicht mehr und ist damit automatisch in der - behaupteten - Minderheit.

Überhaupt muss man sich fragen: Warum kriegt denn die angebliche Mehrheit nicht ihren

Mund auf? Wenn sie schon so auf Schweigen steht, will sie überhaupt, dass irgendjemand für sie spricht? Warum tut sie es nicht selbst? Das einer nicht schreiben und lesen kann, ist möglich. Aber reden können, doch fast alle. Sieht man doch auf diesen Videoplattformen, da reden auch Menschen, von denen man sich gewünscht hätte, sie wären Teil der schweigenden Mehrheit.

Also warum schweigt sie, die Mehrheit? Vielleicht haben die es gerne ruhig? Vielleicht meinen sie, es würde sowieso schon genug gelabert? Oder sagen sie nichts, weil ihnen das alles zu kompliziert ist? Ist Schweigen vielleicht ganz im Gegenteil ein stiller, aber dröhnender Protest, wie bei einem Schweigemarsch? Oder Zustimmung?

Was auch immer es ist, es steht fest: Wir werden niemals die Meinung der schweigenden Mehrheit zu jenen Maulhelden und Quatschköpfen kennen, die für sie angeblich sprechen. Denn entweder schweigt sie, die Mehrheit, dann bleibt ihre Meinung im Dunklen. Im Unsagbaren. Oder sie sagt etwas zu jenen großgosederten Maulaffen, die angeblich für sie sprechen, dann... schweigt sie nicht mehr.

Und ist dann - angeblich - keine Mehrheit mehr.

Wobei es ja nicht bewiesen ist, dass sie je eine Mehrheit war.

Wie soll man denn ihre Zahl

ermessen, wenn nur geschwiegen wird? Anhand der Anzahl von leeren Sprechblasen?

Wo die Mehrheit allerdings tatsächlich schweigt, ist ein niederösterreichischer Ort namens Grafenwörth. Dort hat der Bürgermeister geschätzt eine Million Euro im Rahmen des Neubauprojekts „Sonnenweiher“ (auch genannt „Klein-Dubai“) verdient. Fragt ein Fernseherteam vor Ort die Leute, will kaum einer etwas sagen. Ein angesprochener Radfahrer sagt nur: „Da sag i wirklich nix“ - Warum nicht? - „Ich sag wirklich nix. Muss a jeder selber wissen.“ und fährt weiter. An einem parkenden Auto vorbei. In dem Moment steigt ein Mann aus einem Auto und sagt zum Radfahrer: „Keinen Blödsinn sagen!“

Aha. So kommt sie also zusammen. Die Mehrheit. Und ihr Schweigen.

Dass der Bürgermeister von Grafenwörth derselben Partei wie der Bundeskanzler angehört, ist wahrscheinlich Zufall. Schweigen ist eben Gold.

Vielleicht sogar Bargeld.

SEVERIN GROEBNER

Severin Groebner ist Kabarettist und Autor („Lexikon der Nichtigkeiten“). Alles Wissenswerte über und von ihm gibt es auf www.severin-groebner.de.



Cartoon: Bettina Schipping

Die Meme-alyse

Die Teebeutel-Beute

Es handelt sich um ein Exponat der Kategorie „Katz-Memes“. Das Internet kann hierbei auf eine reiche Tradition zurückblicken, obwohl erstaunlicherweise erst 2005 das erste Katzenvideo ins Netz gestellt worden sein soll. Datenanalytiker sprechen mittlerweile von etwa 22 Fantastilliarden Einträgen. Einige wiederholen sich immer wieder, wie dieses schöne Stück aus der Unterkategorie „Katz mit seltsamen Angewohnheiten“.

Diese Memes sprechen Katzenbesitzer an, weil jede Katze seltsame Angewohnheiten an. Und Nicht-Katzenbesitzer, weil sie Abweichungen von tradierten Erwartungen aufgreifen, die man etwa aus dem Cartoon „Tom und Jerry“ kennt. Wie jener der Katze als Mäusejägerin. Nun haben wir hier einen Kater, der offenbar auf den Namen Oliver hört (nun ja, „hört“). Mit etwas unsicherem Blick hat er seine Beute vor sich abgelegt. Der Text zum Bild erzählt:

So weit, so offensichtlich. Oliver ist, der cremefarbene Teppichboden deutet es an, eine Wohnungskatze. Er hat wohl noch niemals eine Maus gesehen. Dafür wahrscheinlich reichlich exotische Vogelarten in Naturdokus im Fernsehen (siehe hierzu „Katz starren auf TV-Bildschirme“) Zudem gehört Oliver zur Gattung der roten „Ginger“ Katzen oder „Orange Cats“, die im Internet

Some cats bring their humans birds and mice... Oliver brings me teabags



teilweise unschönem Mobbing ausgesetzt sind. In anderen Memes wird etwa deren abwe-

sender Blick damit erklärt, dass sie auf den Empfang der einen Gehirnzelle warten, die sich alle Ginger-Katzen weltweit teilen. Auf diese wissenschaftlich bisher nicht belegte Bösartigkeit spielt auch dieses Bild an - immerhin bringt Oliver eine absurd nutzlose Beute.

Wir wollen aber auch eine weitere Ebene des Memes nicht außer Acht lassen: Der Teebeutel deutet auf eine britische Herkunft hin. Da liegt es nahe, auch den Namen des Katers nicht als einfach gegeben hinzunehmen. Oliver bezieht sich zweifellos auf Oliver Twist, das Findel- und Waisenkind aus Charles Dickens' gleichnamigem Roman. Oliver Twist ist seine Herkunft unbekannt - wäre er eine Katze, könnte es ihm also auch passieren, dass er gar nicht weiß, dass Katzen normalerweise nicht Teebeutel jagen. Dass solche Hilfsmittel für Aufgussgetränke auch einen Schwanz haben, macht das Ganze schlussendlich auch wirklich verwirrend.

CHRISTINA BÖCK

Wieder da

COMEBACKS. Von Auferstehungen in der Dusche und anderen Rückkehrern von Tod, Verbannung und Bedeutungslosigkeit: ein kleiner Abriss des Phänomens Comeback.

CHRISTINA BÖCK

Was ist los mit dir, du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen?", sagt er, als er arglos aus der Dusche steigt. „Das habe ich tatsächlich kurz gedacht“, sagt sie mit dünnem Stimmchen. Und weltweit saßen die Menschen vor dem Fernseher und fragten sich: „Was soll denn das jetzt bitte?“ Es ist ungelogen eine der berühmtesten Szenen der TV-Seriengeschichte: Bobby Ewing war in „Dallas“ eine ganze Staffel lang tot - von einer nicht erhörten Verehrerin beherzt überfahren. Das Leben in der Öl-Magnaten-Familie ging dann viele Episoden lang seifenoperntypisch verwickelt und dramatisch weiter. Und dann, mancher hatte ihn schon fast vergessen, stand der Bobby wieder quicklebendig in der Dusche. Die Erklärung war denkbar einfach: Seine Frau Pam hatte halt einfach schlecht geträumt. Sehr, sehr lange schlecht geträumt.

Bobby Ewing gehört zweifellos zu den erstaunlichsten Comebacks. Noch öfters sollten Serienfiguren wieder von den Toten auferstehen, aber oft waren da Magie oder andere übernatürliche Kräfte im Spiel: Jon Snow wurde in „Game of Thrones“ durch göttliches Einwirken wieder reanimiert, Vampirjägerin Buffy in „Buffy - Im Bann der Dämonen“ mithilfe der Hexenkünste ihrer besten Freundin. Aber niemals wieder haben Drehbuchschreiber so dreist wie bei Bobby Ewing gesagt: „Wir tun einfach so, als wär nix gewesen.“

DAS MAUL ERSCHLAGEN

Freilich stand auch Schriftsteller Wolf Haas einmal vor der Herausforderung, jemanden zurückzuholen, den er „umgebracht“ hatte - den Ich-Erzähler mit der markanten Sprache aus den Brenner-Romanen. Er hat das elegant österreichisch gelöst: „Irgendwann ist mir der schöne Satz aus der Umgangssprache in den Sinn gekommen: ‚Wenn Du einmal stirbst, muss man das Maul extra erschlagen.‘ Man sagt das, wenn jemand besonders viel redet. Und ich dachte mir: Sollte ich jemals wieder Lust haben, einen Brenner-Roman zu schreiben, dann fange ich einfach damit den neuen Roman an. Der Erzähler ist zwar tot, aber sein Maul

habe ich zu erschlagen vergessen. Und das plappert munter weiter.“ Und so kam es dann auch in „Der Brenner und der liebe Gott“. Da hat Wolf Haas übrigens einen berühmten Kollegen, der sich einst in eine ähnliche Bredouille gebracht hat: Arthur Conan Doyle ließ seinen berühmten Detektiv Sherlock Holmes mitsamt Gegner Professor Moriarty die Reichenbachfälle hinabstürzen, um seinen Lesern eins auszuwischen. Er wollte sie dafür bestrafen, dass sie seinen Ritterroman „Sir Nigel“, der im Hundertjährigen Krieg spielt, nicht so schätzten wie die Geschichten über den Meisterdetektiv. Zehn Jahre lang hielt er dem Druck der wütenden Fans stand, dann ließ er den Verunglückten in Gottes Namen halt doch wieder auferstehen.

BEREIT FÜR NAHAUFNAHME

Das Comeback ist eine eigene Erfolgskategorie in der Kunst- und Unterhaltungsbranche. So wie der Raketenstart und das One-Hit-Wonder. Von den Toten ist da zwar noch keiner zurückgekehrt, aber aus einer siechen Karriere sehr wohl. Billy Wilder hat im Film „Sunset Boulevard“ die verstandverzehrende Sehnsucht nach der verlorenen Gunst des Publikums kongenial porträtiert. Im Mittelpunkt: Die vergessene Stummfilmdiva Norma Desmond, die über Leichen geht, damit sie wieder „bereit für ihre Nahaufnahme“ ist. Gespielt übrigens von der tatsächlichen Stummfilm-Diva Gloria Swanson, für die der Film selbst ein Comeback war, zumindest erhielt sie eine Oscar-Nominierung als beste Hauptdarstellerin. Wilder besetzte in kleineren und größeren Rollen weitere Persönlichkeiten aus jener schillernden Zeit der Filmgeschichte, die vom Beginn einer neuen Ära verdrängt wurden. Allein, dass ein Regisseur wie Erich Stroheim, den man heute aus dem Geschichtsbuch kennt, in „Sunset Boulevard“ einen Butler spielt, der einmal ein großer Regisseur war! Eine Rolle, die Stroheim hasste, aber aus finanziellen Gründen angenommen hat - dieser Film ist durch die Art, wie die realen Schicksale seiner Beteiligten subversiv auf die Handlung einwirken, eine kraftvolle

Erzählung der Grausamkeit des Filmgeschäfts, wo alles und jeder seine Zeit haben kann. Und sich danach bitteschön ohne großes Aufsehen schleichen soll.

WIEDER DICK DA

Deswegen werden erfolgreiche Comebacks so euphorisch gefeiert. Wie zuletzt bei Brendan Fraser. Der US-Schauspieler war mit Abenteuerfilmen berühmt geworden. „Die Mumie“ und andere nicht übertrieben den Intellekt fordernden Streifen. Das war Ende der 90er, Anfang der 2000er. Der Erfolg forderte bei Fraser seinen Tribut: Er bekam massive gesundheitliche Probleme durch die Stunts, die er selbst machte. Dazu kamen psychische Schwierigkeiten, nachdem er sich als einer der ersten Männer als Opfer von sexueller Belästigung geoutet hatte - und dafür mit Ignoranz der Branche bestraft wurde. 2022 kam mit „The Whale“ sein erster Film seit fast zehn Jahren heraus: Regisseur Darren Aronofsky hatte explizit einen Schauspieler gesucht, dem er ein Comeback verschaffen wollte. Diese Mission ist gelungen. Frasers Darstellung eines extrem dicken, verzweifelten Vaters wurde von der Kritik gefeiert, was schließlich auch in einem Oscar für den besten Hauptdarsteller 2023 kulminierte.

ZURÜCKGETANZT

Der letzte, dem so eine bemerkenswerte Rückkehr aus der Fast-Bedeutungslosigkeit gelungen ist, war wahrscheinlich John Travolta. Er war der hübsche, hüftschwingende Held der 70er, shakte sich durch „Grease“ und „Saturday Night Fever“. Diese Art von Rollenfestlegung hat einen klaren Nachteil: Wenn die Hüfte nicht mehr so geschmeidig kreist oder das geschniegelte Haar nicht mehr so voll ist, dann werden die Angebote rarer. Ende der 80er war John Travolta dann irgendwann nur mehr der Mann, der sich von einem sprechenden Baby herumkommandieren lässt, in der eh erfolgreichen Komödienreihe „Schau mal, wer da spricht“. Eine einprägsame schauspielerische Leistung war da nicht erforderlich. Der





Foto: Pixabay; Splendor Films; Paramount/Universal

Elvis Presley, Norma Desmond und John Travolta: Comebacks von epochalen Ausmaßen. Elvis kam 1968 mit einer TV-Show zurück in alle Wohnzimmer. Norma Desmond (Gloria Swanson) träumte vom Comeback in Billy Wilders „Boulevard der Dämmerung“ (1951). Travolta war längst abgeschrieben, als Quentin Tarantino ihn für „Pulp Fiction“ (1994) besetzte.



Retter von John Travoltas Karriere war Quentin Tarantino. Er besetzte ihn im Kultfilm „Pulp Fiction“ und spendierte ihm sogar eine Tanzszene - die auf der Legendärisskala weit über jenen Choreografien rangiert, mit denen er einst berühmt wurde. Ein spielerischer Fingerzeig, der ein wenig an Billy Wilders Vorgehen erinnert - aber liebevoller ist und nicht in der Wunde bohrt. Tarantino hat übrigens noch bei verschiedenen anderen Schauspielern und Schauspielerinnen den Karriere-Reanimator zu geben versucht, nicht immer gleich erfolgreich. Besonders schade, dass es bei Pam Grier, einer Ikone der Blaxploitation-Ära, die Tarantino zu Recht als großartige Titelfigur in „Jackie Brown“ einsetzte, nicht so nachhaltig funktioniert hat wie bei Travolta.

KAPITÄN & SENILER ADVOKAT

Am besten funktionieren solche Comebacks natürlich, wenn ein Schauspieler auch Lust hat, ganz neue Wege zu beschreiten. Oder wenn er das auch einfach muss. Wie William Shatner. Der Mann IST praktisch eine andere Person, und zwar nicht irgendeine, sondern gleich ein Raumschiffkapitän: Captain James T. Kirk vom Raumschiff Enterprise. Shatner hat den Kommandanten mit so einprägsamen Manierismen gespielt, dass noch heute Schauspieler in nachfolgenden Star-Trek-Reihen in derselben Reihe subtil damit arbeiten und Kirk selbst in Neubesetzung im Kern Shatner bleibt. Umso schwieriger ist es, eine solche Rolle abzulegen, um eine eigenständige Karriere weiterzuführen. Man muss bedenken, dass die Original-„Raumschiff Enterprise“-Serie ja nur drei Jahre bis 1969 lang gedreht wurde, danach folgten - nach einer Wartezeit von zehn Jahren ab 1979 - noch bis 1991 darauf basierende Kinofilme. Shatner spielte dazwischen zwar auch in einer Polizeiserie, aber an die kann sich heute kaum jemand erinnern. Nach dem Ende der

Star-Trek-Filmserie ging es ihm wie vielen der Originalbesetzung - sie galten als altmodisch und zu sehr auf eine Rolle fixiert für andere Engagements. Bis Shatner 2004 in der Anwaltsserie „Boston Legal“ als verschrobener Anwalt Denny Crane zurückkehrte. Denny Crane ist ein leicht größenwahnsinniger, aber auch leicht seniler Advokat, der nie macht, was man von ihm erwartet und unentwegt unvermittelt seinen eigenen Namen ausruft. Ein Glücksfall von einer Comebackrolle, und mit Anspielungen auf seine Raumfahrervergangenheit wurde auch nicht gespart. Einmal öffnet er ein Klapphandy und es erklingt derselbe verschoebene Piepston wie beim Kommunikator der „Enterprise“.

THEY NEVER COME BACK?

Dass ein Comeback nicht immer sofort siegreich sein muss, um auf langer Strecke doch zu wirken, hat Muhammad Ali gezeigt. Drei Jahre lang durfte er nicht boxen, weil er den Wehrdienst in Vietnam verweigert hatte. Mit sehr deutlichen Worten hatte er dieses Nein auch in Bezug zur afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung gesetzt: „Nein, ich werde nicht 10.000 Meilen von zu Hause entfernt helfen, eine andere arme Nation zu ermorden und niederzubrennen, nur um die Vorherrschaft weißer Sklavenherren über die dunkleren Völker der Welt sichern zu helfen.“ Er wurde zu fünf Jahren Gefängnis und 10.000 US-Dollar Strafe verurteilt, blieb aber gegen Kaution auf freiem Fuß. Mit Auftritten im TV und in Universitäten hielt er sich über Wasser, Boxkollege Joe Frazier unterstützte ihn außerdem. Just dieser war nun sein Gegner beim groß aufgemachten Comeback-Kampf 1970 - zwei ungeschlagene Schwergewichtsweltmeister trafen aufeinander, das machte das Match zum „Fight of the Century“. Auch trug dazu bei, dass die Kontrahenten für zwei unterschiedliche ideologische Ausrichtungen standen. Ali war der

Provokateur und Bürgerrechtler, Frazier verhielt sich in dieser Angelegenheit sehr zurückhaltend. Es steckte also viel drin in diesem Kampf des Jahrhunderts - den Ali schließlich verlor. Im Boxsport gab es lange die Regel „They never come back“: Ali widerlegte sie zweimal. Seinen aberkannten Weltmeistertitel holte er sich 1974 als Außenseiter zurück. Vier Jahre später verlor er ihn wieder, konnte ihn aber noch im selben Jahr wieder zurückerobern. „The Greatest“, was soll man sagen.

KNACKIG IM ALL-OVER-LEDER

In der Popmusik war das Comeback früher ein inflationärer Begriff. Wenn Künstler nicht mindestens im Zwei-Jahrestakt Alben herausbrachten, war er schnell bei der Hand. Heutzutage, wo sich Topstars wie Beyoncé schon einmal sechs Jahre Zeit lassen für ein neues Oeuvre, ist das nicht mehr so. Sieben Jahre Absenz von Live-Auftritten hatte Elvis Presley 1968, als er mit einem TV-Special die triumphale Rückkehr aus der Welt der seichten Filmchen feierte. Sein Manager Colonel Tom Parker wollte eigentlich ein familienfreundliches Weihnachtslieder-Programm aufnehmen, aber Presley setzte sich hier gegen den übermächtigen Agenten durch. Wahrscheinlich hat dieses Special mit Elvis im schwarzen, knackigen All-over-Leder statt im Weihnachtsselfenpulli auch deswegen immer noch so eine Kraft, weil man ihm seine Emanzipation anmerkt. Die schließlich sogar in einer für Elvis untypischen politischen Äußerung gipfelte: Der mit besonderer Inbrunst vorgebrachte Song „If I could dream“ ist eine Hommage an Martin Luther King.

Ja, Elvis. Auf ein weiteres Comeback von ihm warten wahrscheinlich all jene, die immer noch dran glauben, dass „der King“ nie wirklich gestorben ist. Doch sie werden wohl vergeblich warten. Das ultimative Comeback bleibt bekanntlich nur einem vorbehalten: Jesus. 

Versöhnt nach einem tiefen Fall

MEG RYAN. Sie war die Königin der romantischen Komödien, ihr Schmolle Mund war ihr Markenzeichen. Dann kam der Fall. Heute ist sie mit Hollywood versöhnt und bastelt an ihrem Comeback - als Regisseurin. Ein Treffen mit einer ehemaligen Legende, die mit Zuversicht nach vorne blickt.

MATTHIAS GREULING

Früher war sie dank Filmen wie „Harry & Sally“, „E-Mail für Dich“ oder „Schlaflos in Seattle“ die Königin der romantischen Komödie, und dann war ihre Filmkarriere plötzlich aus. Meg Ryan (61) gehörte einst nicht nur dank ihres unglaublich süßen Schmolle Mundes zu den Aushängeschildern der US-RomComs der 1990er Jahre, nein, sie war ihr Gesicht. Kaum jemand war dermaßen festgelegt auf die Rolle des verletzlichsten Mädchens von nebenan, das auf seinen Prinzen wartete. Der Prinz kam und holte sie, so wollte es die Dramaturgie.

Doch dann wurde Meg Ryan 40, die Unbarmherzigkeit Hollywoods katapultierte sie ins Karriere-Aus, ein Ausflug in ein anderes Genre mit Anspruch scheiterte: Jane Campions erotischer Thriller „In the Cut“ (2003) erwies sich als Kassengift.

Heute ist Meg Ryan mit einigem Abstand zur Schauspielkarriere wieder im Filmgeschäft tätig. 2015 führte sie erstmals Regie, derzeit entwickelt sie neue Projekte als Produzentin. „Das Feuilleton“ bat Meg Ryan zum Gespräch.

wird es sich wieder in der Mitte einpendeln. Und dann ist es wichtig, dass es bleibende Veränderungen für die Frauen gibt. Denn dank #metoo sind die Mächtigen alarmiert und die jungen Schauspielerinnen und Schauspieler müssen nicht mehr auf dubiose Angebote eingehen.

Haben Sie selbst auch mit Sexismus zu tun gehabt?

Ja, aber eher in Zwischentönen. Es gab bei mir keine große Missbrauchsgeschichte. Aber Hollywood war vor allem in den 80er und 90er Jahren sehr sexistisch, alle Studiobosse waren Männer, die meisten Filmkritiker auch. Der Sexismus ist in Hollywood stark verankert, auch in der Darstellung von Frauen in Filmen. Am Ende wird die Nachfrage entschieden, welche Filme gedreht werden und welche nicht: In Hollywood geht es ausschließlich darum, Geld zu verdienen.

Jane Campion versuchte in „In the Cut“, ihr Rollen-Klischeebild von der Prinzessin, die auf ihren Prinzen wartet, aufzu-

les. Es war eine wichtige Entscheidung, ich konnte Mutter sein, hatte einen normalen Alltag. Ich musste nichts mehr über mich in der Zeitung lesen.

Wie belastend kann ein Leben in der Öffentlichkeit sein?

Es hängt davon ab, wie sehr du es an dich heranlässt. Wenn ich jungen Schauspielern einen Ratschlag geben soll, dann diesen: Nimm nichts persönlich und lies keine Kritiken über deine Arbeit. Wenn man bei einem Casting die Rolle nicht bekommt, dann hat das nichts mit der Persönlichkeit zu tun, sondern, dass man wohl nicht der gesuchte Typ für den Part ist. Ich sage das auch immer meinem Sohn Jack (aus der Ehe mit Dennis Quaid, Anm.). Aber er braucht meine Ratschläge eigentlich nicht, denn er ist bereits gut im Filmbereich unterwegs, hat schon mit Scorsese und Soderbergh gedreht.

Ist das Genre, das Sie berühmt gemacht hat, inzwischen überholt? Es gibt kaum noch romantische Komödien, die solche Kassenschlager werden wie Ihre damals.

Das Genre steckt in einer Krise, aber ich bin überzeugt, dass sich diese Krise schnell legen wird. Denn der Liebesfilm verhandelt ja einen integralen Bestandteil des Daseins: das Verliebtsein. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass das jemals überholt sein könnte.

Zumindest Kritiker stehen der romantischen Komödie immer skeptisch gegenüber. Was denken Sie, wieso?

Ich weiß es nicht. Vielleicht, weil es darin kein Drama per se gibt, sondern weil es um die wahre Liebe geht, die ein sehr romantisches Konstrukt ist. Ich bereite gerade meine nächste Regiearbeit mit dem Titel „The Book“ vor, das wird eine romantische Komödie sein, die auch unsere Zeit reflektieren wird. Denn das habe ich von Nora Ephron



„Wenn ich jungen Schauspielern einen Ratschlag geben soll, dann diesen: Nimm nichts persönlich und lies keine Kritiken über deine Arbeit. Wenn man bei einem Casting die Rolle nicht bekommt, dann hat das nichts mit der Persönlichkeit zu tun, sondern, dass man wohl nicht der gesuchte Typ für den Part ist.“

DAS FEUILLETON: Seit Sie von den Leinwänden verschwunden sind, hat sich viel getan in Hollywood. Glauben Sie, dass ein so abruptes Karriere-Aus, wie es damals bei Ihnen stattgefunden hat, in Zeiten der #metoo-Bewegung noch möglich wäre?

MEG RYAN: Ich glaube, die #metoo-Bewegung wird tatsächlich etwas verändern an Hollywood - und an der Gesellschaft. Man muss sich das wie eine Pendelbewegung vorstellen. In gewisser Weise war das Aufbrechen der Machtstrukturen Hollywoods auch eine Reaktion auf die Wahl Donald Trumps zum Präsidenten. Damals gingen Millionen Amerikaner auf die Straße, und nun werden die Machtverhältnisse in den männerdominierten Berufen hinterfragt. All das als Reaktion auf diesen Präsidenten. Das Pendel wird auch wieder in die andere Richtung ausschlagen, aber irgendwann

brechen. Das hat nicht funktioniert.

Der Film wurde in der Luft zerrissen. Ich war darüber sehr überrascht, denn ich empfand diese Rolle als Befreiungsschlag. Aber da wurde mir klar, wie sehr sich das Rollenbild meiner Figuren in den Köpfen des Publikums festgesetzt hatte. Und ich hatte damals wirklich genug von der Filmwelt. Ich war müde und genervt. Zu Anfang deiner Karriere findest du es noch in Ordnung, wenn alle an dir herumzupfen, dir ständig Haare, Make-up und Kostüm richten und um dich herumwuseln. Aber irgendwann kommt der Punkt, an dem du denkst: Lasst mich alle einfach nur mehr in Ruhe! Damals war ich an diesem Punkt.

Sie sind dann von L.A. nach New York gezogen, auch das ein 180-Grad-Dreh.

Ja, ich liebe New York, dort konnte ich besser in der Anonymität leben als in Los Ange-



Von Höhen und Tiefen

Meg Ryan, geboren am 19. November 1961 in Fairfield, Connecticut, USA, erlangte in den 1990er Jahren Berühmtheit als eine der führenden Schauspielerinnen in romantischen Komödien. Ihre Karriere begann in den späten 1980er Jahren, als sie in Filmen wie "Top Gun" (1986) und "Innerspace" (1987) Aufmerksamkeit erregte. Doch es war ihre Rolle in "Harry und Sally" (1989) an der Seite von Billy Crystal, die sie zu einer der bekanntesten Gesichter in Hollywood machte. Der Film und ihre kultige "Orgasmus-Szene" katapultierten sie in den Fokus des Publikums und etablierten sie als romantische Hauptdarstellerin.

Während der 1990er Jahre setzte Meg Ryan ihren Erfolg mit Filmen wie "Schlaflos in Seattle" (1993), "French Kiss" (1995) und "E-Mail für dich" (1998) fort. Ihre charmante Ausstrahlung und ihr Talent für komödiantisches Timing machten sie zur Ikone des romantischen Genres.

In den folgenden Jahren dehnte Meg Ryan ihre künstlerischen Grenzen aus und begann, auch in ernsteren Rollen aufzutreten. Filme wie "In the Cut" (2003) und "Die Frauen von Stepford" (2004) zeigten ihre vielseitige schauspielerische Bandbreite. Neben ihrer Schauspielkarriere versuchte sie sich auch als Filmproduzentin und Regisseurin.

Trotz ihrer Erfolge und ihrer enormen Beliebtheit in den 1990er Jahren erlebte Meg Ryan in den 2000er Jahren eine Abnahme ihrer Präsenz in Hollywood. Seit einigen Jahren bastelt sie an ihrem Comeback und versucht sich auch im Regiefach.

Meg Ryan ist mit 61 Jahren wieder zurück im Filmgeschäft. Mit „Harry und Sally“ gelang ihr 1989 der Durchbruch als Ikone der RomCom.

Foto: Katharina Sartena: Capelight Pictures

(Regisseurin und Drehbuchautorin der größten Meg-Ryan-Erfolge, Anm.) gelernt: Eine romantische Komödie hat immer eine zweite Ebene, denn sie reflektiert auch die Zeit, in der sie entstand. RomComs sind Momentaufnahmen. „E-Mail für Dich“ haben wir 1997 gedreht, als das Internet und die E-Mails noch ganz neu waren. Den Film fünf Jahre später zu drehen, wäre reizlos gewesen.

Sie selbst haben inzwischen auf den Regiestuhl gewechselt und produzieren auch. Eine Versöhnung mit der Filmwelt?

Für mich war der Wechsel hinter die Kamera sehr aufschlussreich in Bezug auf die Schauspielerei. Wenn du Regie führst, bekommst du eine völlig andere Perspektive auf das Schauspiel. Allein durch den Prozess des Castings lernt man, dass manche eben in eine Rolle passen und manche nicht. Man lernt, was es heißt, Filme zu machen. Man muss so viele Dinge gleichzeitig unter

einen Hut bringen, dass ich nur jedem jungen Schauspieler raten kann: Führt auch Regie, schreibt Drehbücher, produziert! Denn erst das erschließt euch die Filmwelt wirklich.

Da Sie nun auch hinter der Kamera arbeiten: Welche Meinung haben Sie zu den neuen Branchenriesen Amazon und Netflix? Gibt es inzwischen zu viel Content?

Ich glaube, wir erleben die Demokratisierung von Inhalten, das kann auf keinen Fall schlecht sein. Jeder kann heute einen Spielfilm mit seinem iPhone drehen. Das finde ich toll. Die Flut an Filmen ist vielleicht schädlich für das Geschäft der Studios, die an Bedeutung verlieren, aber für das Publikum ist es großartig. Die Musikindustrie ist uns fünf Jahre voraus. Heute ist es möglich, alle Arten von Musik zu finden. Das ist gut für die Musik, vielleicht nicht so sehr für das Business. Ich glaube, dass das auch im Filmbereich schon bald so ähnlich sein wird. **F**

„A gigantic, glowing Hound!”

SHERLOCK HOLMES. „*The Hound of the Baskervilles*“ ist eine der bekanntesten Sherlock-Holmes-Geschichten von Sir Arthur Conan Doyle. Der Autor reiste dafür um die Jahrhundertwende extra aufs Dartmoor – eine karge und manchmal angsteinflößende Landschaft im Süden Englands. Wir haben uns auf seine Spur geheftet und vor Ort die Wurzeln der Legende gefunden.



Eine archetypische Figur: Sherlock in seinem klassischen Outfit. Angepasst an das raue Wetter im Dartmoor.



Auf dem Dartmoor fallen die teils riesigen Granitblöcke auf den Hügel auf, „Tor“ genannt. Ein bekanntes Tor ist das „Hound Tor“ weil es wie ein Rudel Hunde aussieht.

BERNHARD BAUMGARTNER

Nebel, überall Nebel! Das Dartmoor macht seinem Ruf an diesem frostigen Julitag alle Ehre. In der Nacht hat es geschüttet wie in einem Tropensturm und nun ziehen dichte Schwaden über die endlos weiten Heide-Flächen mit ihren typischen Granitformationen. Kein Baum weit und breit zu sehen, man erahnt eine braun-grüne Hügellandschaft. Und würde der Nebel das nicht verunmöglichen, würde man die vielen Granitfelsen auf den Spitzen der Hügel sehen, die man hier „Tor“ nennt.

Hier am „Hound Tor“ haben sich noch keine neugierigen Besucher eingefunden. Nur die allgegenwärtigen Schafe, die jemand zur Wiedererkennung mit pinkem und grünem Spray gekennzeichnet hat, lassen sich durch uns neugierig in ihrem Frühstück stören. Sie erinnern Sherlock-Leser unweigerlich an den schaurigen, mit Leuchtfarbe angemalten „Hound“, die Kernfigur der Geschichte. Das Tier wird bekanntlich auf den Erben des Clans der Baskervilles gehetzt. Diese haben seit Generationen auf dem Dartmoor im südenglischen Devon



Die abgebrannte Holy Trinity Church in Buckfastleigh und ihr Friedhof ist der Ursprung der Hound-Legende. Hier liegt ein 1677 verstorbener Landbesitzer begraben, der als Geist mit seinen Jagdhunden umherzieht.

Foto: Baumgartner

ein stolzes Anwesen. Der Hund sollte ihn zu Tode erschrecken. Es ist eine schnöde Erbschaftssache, die Sir Arthur als Motiv für seinen Täter überlegt hat.

„The Hound of the Baskervilles“ ist ursprünglich von August 1901 bis April 1902 in der Zeitschrift „The Strand Magazine“ erschienen. Der Roman spielt im Jahr 1889, vor allem im Dartmoor in Englands West Country, und erzählt die Legende eines furchterregenden, teuflischen Hundes. Holmes und Watson werden zu Hilfe gerufen, um Licht ins Dunkel zu bringen. Es war der erste literarische Auftritt von Holmes seit seinem scheinbaren Tod in „Das letzte Problem“, und der Erfolg des Viertelers führte zu einer Wiederbelebung durch Sir Arthur, zu diesem Zeitpunkt längst ein Star-Autor.

ZUR RECHERCHE AM MOOR

Fest steht: Conan Doyle hatte für die Geschichte mehrere Wochen zur Recherche am Dartmoor verbracht. Er logierte im „Duchy Hotel“ in Princetown, dem ersten Haus am Platz. Von da machte er viele Wanderungen und Kutschenfahrten durchs Moor. „Heute haben wir 14 Meilen an einem Tag gemacht“ schrieb er an einen Freund. Eine schöne Leistung in der Landschaft. Das Duchy Hotel, ein in seinem kolonial wirkenden Baustil fast deplatziert wirkendes Gebäude, steht immer noch im Zentrum von Princetown. Von diesem erhöhten Punkt muss Doyle eine hervorragende Sicht über die Landschaft zwischen Princetown und Postbridge gehabt haben.

Heute ist in dem ehemaligen Hotel die Nationalparkverwaltung untergebracht. Sherlock ist auch hier allgegenwärtig. Er grüßt lebensgroß als Figur beim Eingang und in einer kleinen Dauerausstellung

kann man sich über die Legende informieren. Selbstredend kann man die berühmte „Deerstalker“-Kappe mit den nach oben gebundenen Ohrenklappen kaufen, quasi das Markenzeichen des berühmtesten Detektivs der Welt. Doch die hier feilgebotene Ware ist für Touristen kratzig und unangenehm, und hat mit dem wunderbar gefütterten Original aus Tweed nichts zu tun. Drei Meilen südlich vom Haus kann man einen völlig abgelegenen Ort besuchen, den Doyle als „Grimpton Mire“ beschreibt, an dem der Übeltäter den Hund hält. Ein zugengeltes verlassenes Haus in typischer grauer Steinbauweise lässt hier die Fantasie jubilieren.

Auch das berühmte Gefängnis in Princetown, aus dem im Buch ein Sträfling entflohen, ist aus demselben regional-typischen Stein. Heute ein Museum, war es noch vor wenigen Jahren tatsächlich als Gefängnis für die allerschwersten Jungs in Betrieb. Hier zu fliehen war damals wie heute völlig sinnlos. Das Gelände ist weithin einsehbar, kein Baum bietet ein brauchbares Versteck.

EIN BISSIGES GRAB

Aber uns zieht es nun nach Südwesten, wir wollen der Wurzel der Legende um die mystisch leuchtenden Hunde auf den Grund gehen. Die ist nämlich bei weitem älter als 1901. Sie geht auf Richard Cabell (1621-1677) zurück, einem Gutsbesitzer in Brook Manor bei Buckfastleigh. Seine Familie besaß Land im Süden von Dartmoor. Cabell lebte für die Jagd und wurde damals als „monströs böser Mann“ bezeichnet. Diesen Ruf erwarb er sich durch seine Unmoral. Er soll seine Seele an den Teufel verkauft haben. Es ging auch das Gerücht um, er habe seine Frau Elizabeth ermordet.

Als er am 5. Juli 1677 starb, wurde er in einem aufwändigen Familiengrab auf dem Friedhof von Buckfastleigh beigesetzt. Es gibt eine Legende, wonach seine Seele zur Strafe für die böse Tat von der „Wilden Jagd“ entführt wurde und dass man in der Nacht seines Todes feuerspeiende Hunde („Hounds with eyes like glowing coal“) an den Fenstern von Brook Manor vorbeiziehen sah.

Wer dem alten Cabell einen Besuch abstatten will, muss zur Holy Trinity Church, die auf einem Hügel über Buckfastleigh ruht. „Ruht“ ist wörtlich gemeint, denn 1992 fiel das stolze Gotteshaus einem Brandanschlag zum Opfer und brannte völlig aus. Nur noch die Außenmauern stehen, deren leere, glaslosen Fenster eine Kulisse für etwas noch viel Schaurigeres bieten: Richard Cabells Sarkophag ruht in einem schmucklosen Häuschen. Dicke, schwarz lackierte Me-

tallgitter schützen die Öffnung, durch die man das Grab sehen kann. Die Steinplatte auf dem Sarkophag ist mindestens fünfzehn Zentimeter dick. Das und die übertrieben dicken Metallgitter wirken, als wollte man hier ganz sicher gehen, dass da nichts rauskommt.

Wir treffen zufällig auf Roger, der hier als Ranger arbeitet. „Kleinen Kindern“, so erzählt der alterslose Filzhutträger, „wird von ihren Großeltern eingeschärft, hier niemals durch die Gitter zu greifen“. Es sollen schon manche kleinen Finger beim Versuch, hier mutig zu sein, gebissen worden sein. Die Inspiration, die sich Doyle hier holte, war damals schon mindestens 250 Jahre alt und basiert auf einer in der Gegend jedem Kind bekannten Geschichte. Aber es war Conan Doyle, der ihr in leicht abgewandelter Form schließlich ein literarisches Denkmal gesetzt hat. E



Das ehemalige Duchy Hotel in Princetown, der Hauptstadt am Dartmoor. Hier logierte Sir Arthur Conan Doyle während seiner Recherchen am Dartmoor. Heute ist hier die Nationalparkverwaltung.



Die neue Titanic

TECHNIK-KOLUMNE. *Leise mahnende Hinweise aus dem tosend lauten Maschinenraum von unserem Oberfunkmaat Walter Gröbchen.*

Der Mythos der „Titanic“ ist ungebrochen. Eigentlich war es ja ein banaler Unfall, der dieses Schiff einst in den Tiefen des Atlantik verschwinden ließ – heute würden Eisberge mit hoher Wahrscheinlichkeit vom bordeigenen Radar erfasst, bevor sie sich vor dem Bug zu tödlichen Hindernissen auftürmen. Aber anno 1912 war dieser High Tech-Spähmast noch nicht erfunden.

So prallte am 12. April des nämlichen Jahres gegen Mitternacht das damals größte Passagierschiff der Welt auf ein Hindernis, das seinen Untergang bedeutete. Und den von rund eineinhalb tausend Passagieren, die rund 370 Seemeilen südöstlich von Neufundland in den eisigen Fluten ertranken. Man kennt den Ort sehr gut, weil sich hier in 3800 Metern Tiefe immer noch das Wrack der „Titanic“ befindet. Wasserarchäologen haben es 1985 entdeckt. Seither ist es ein bizarres Ausflugsziel für Extremabenteurer, wie wir spätestens seit dem tödlichen Unfall des Tauchboots „Titan“ im Juni dieses Jahres wissen. Dass die fünf Insassen dieses arg fahrlässig zusammengeschraubten Vehikels wahrscheinlich dessen Implosion nicht bewusst miterlebt haben, ist ein schwacher Trost für die Angehörigen.

Der amerikanische Filmregis-

seur James Cameron, der der „Titanic“ ein cineastisches Denkmal gesetzt hat und im Zug der Dreharbeiten selbst rund dreißigmal zum Wrack hinabgetaucht war, sprach jedenfalls von „unheimlichen Parallelen“, weil man bei beiden Unglücksfällen explizite Warnungen in den Wind geschlagen hatte. So ruht die „Titan“ nun wohl ewig als fatales Postscriptum neben der ungleich größeren „Titanic“. Ein Bild für rachsüchtiger Götter.

Man muss nun gewiss kein Untergangs-Prophet sein, wenn man ahnungsvolle Analogien zieht beim Anblick einer „Titanic“ des 21. Jahrhunderts. Was könnte damit gemeint sein? Ein Vergnügungsdampfer modernster Bauart, dessen konzeptionelle, kommerzielle und hedonistische Superlative so absolut gar nicht mehr in diese Zeit passen wollen. „Icon Of The Seas“ heißt dieses Narrenschiff der Jetztzeit, es handelt sich um den größten je gebauten Kreuzfahrtdampfer. Er kann 5610 Passagiere und 2350 Crewmitglieder beherbergen und wiegt 250.800 Tonnen. Zum Vergleich: die „Titanic“ wog gerade einmal ein Fünftel. Wirft man einen Blick auf Entwürfe der „Icon Of The Seas“ – der Stapellauf ist im Jänner 2024 geplant –, muss man

an ein hoch verdichtetes Las Vegas denken: Swimmingpools, Spielhallen, Hoteltürme und Vergnügungsparks stapeln sich Deck neben-, auf- und übereinander. Das quietschbunte Exterieur lässt auch im Inneren des Schiffskörpers keine Orgien des guten Geschmacks vermuten, im Gegenteil.

„Das Schönste an diesem vollkommen kranken Kreuzfahrtschiff ist ja der Eislaufplatz“, merkte unerbittlich ein Kommentator auf Facebook an. „Du zahlst tausende Euro für zehn Tage Karibik – und wenn Du Dich nicht gerade wie im Freibad Schaswappersdorf an einer der Wasserrutschen anstellst oder Dir in einem der All-You-Can-Eat-Restaurants die Wampe vollschlägst, sitzt Du im Bauch des Schiffes und schaut Eiskunstläufern zu.“

Gab es auch auf der „Titanic“, bevor Eis ihr Schicksal wurde, Eiskunstlaufvorführungen? Ungute Frage. Nächste Frage. Wer immer solche Reisen ins Herz der Finsternis konzipiert (und solche monströsen Stahlklumpen zu ihrer Durchführung bauen lässt), hat alle als Kunst getarnte Mahnungen und Warnungen – von „Triangle of Sadness“ bis „Titanic“ – ausgeschlagen. Dass die „Icon Of The Seas“ eventuell nicht als Triumph

des Machbaren in die Geschichte eingehen wird, sondern vielmehr als Mahnmal menschlicher Vermessenheit, ist keine gewagte Prognose. Dass die Inbetriebnahme des Kahns in Zeiten der dräuenden Klimakatastrophe eine Provokation ist, darf die Reederei als Fakt verbuchen. Unter welcher Flagge läuft dieses Schiff überhaupt aus welchem Heimathafen aus? Wird man es im untergangsgefährdeten Venedig vor Anker gehen lassen? Wieviele Tonnen fossiler Brennstoffe verheizt man minütlich im Maschinenraum? Und wo und wie entsorgt man, pardon!, die Tonnen von Scheiße, die knapp 8000 Passagiere täglich produzieren?

Am Ende des berühmten Stanley Kramer-Films „Ship of Fools“ (deutsch: „Das Narrenschiff“) erscheint, wie schon ganz zu Beginn, ein kleinwüchsiger Schauspieler und spricht direkt in die Kamera. Seine rhetorische Frage an die Zuschauer, die sich nun bestimmt fragen würden, was das alles mit ihnen zu tun habe, beantwortet er gleich selbst: „Nichts.“

WALTER GRÖBCHEN

Walter Gröbchen, geboren 1962, ist Verleger, Autor und Kurator in Wien. Zuletzt erschien eine Auswahl seiner „Maschinenraum“-Kolumnen im Milena Verlag, zukünftig werden sie auch in Öt zu hören sein.